

Dokumentation:

Evangelische Kirche – interkulturell!



2. Fachtagung

25. Februar 2009, Rendsburg

Dokumentation: Evangelische Kirche – interkulturell!

2. Fachtagung

25. Februar 2009

9.30 bis 17 Uhr

Diakonisches Werk Schleswig-Holstein, Rendsburg

Veranstalter

Ökumene- und Flüchtlingsbeauftragte der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche
Diakonisches Werk Schleswig-Holstein
Diakonisches Werk Hamburg
Nordelbisches Missionszentrum (NMZ)
Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche (KED)
Haus am Schüberg – Kirchenkreis Hamburg-Ost

Vorbereitungsgruppe

Bettina Clemens (Diakonisches Werk Hamburg)
Fanny Dethloff (Flüchtlingsbeauftragte der NEK)
Dr. Mirjam Freytag (Kirchlicher Entwicklungsdienst der NEK)
Detlef Görrig (NMZ)
Martina Severin-Kaiser (Ökumenebeauftragte der NEK)
Renate Wegner (Diakonisches Werk Schleswig-Holstein)
Sönke Ullrich (Haus am Schüberg)

Aus der Einladung

„Interkulturalität ist nicht nur ein Schlagwort, sondern in vielen Teilen unserer Gesellschaft Realität – mehr als 20% der Einwohner/innen haben einen Migrationshintergrund. Die Kirche steht somit nicht vor der Frage, **ob** sie sich interkulturell verorten möchte, sondern **wie** sie den daraus entstehenden Herausforderungen angemessen begegnen will. Eine Kirche, die sich als ‚Volkskirche‘ begreift, verliert ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie darauf verzichtet, der wachsenden kulturellen Vielfalt unserer Gesellschaft auch in ihren Strukturen gerecht zu werden.

Die Tagung ‚Evangelische Kirche – interkulturell!‘ ist die zweite nordelbische Veranstaltung, die sich mit dieser Frage beschäftigt. Eingeladen sind Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen und diakonischen Arbeitsfeldern. Menschen mit Migrationshintergrund aus Kirche und Diakonie werden Impulse geben.

Wir wollen darüber diskutieren, wie das interkulturelle Profil einer nordelbischen Kirche sichtbar wird und welche nächsten Schritte in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern und Kirchengemeinden umzusetzen sind.“

Beiträge (in Auszügen)

Begrüßung

Martina Severin-Kaiser, Ökumenebeauftragte der Nordelbischen Kirche, für die Vorbereitungsgruppe

„Die Welt um uns verändert sich. Immer mehr Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und Prägungen leben in unserer Gesellschaft“, sagte Martina Severin-Kaiser im Namen der Vorbereitungsgruppe. „Wir wollen gemeinsam den Blick dafür schärfen, was es heißt, in dieser multikulturellen Welt Kirche Jesu Christi zu sein und für seine Botschaft in Wort und Tat einzustehen.“

Sie fuhr fort: „Bei der ersten Tagung – im November 2007 – war an das Ausrufezeichen im Titel der Tagung noch ein Fragezeichen angehängt. Knapp anderthalb Jahre später steht es für die meisten außer Frage, dass das Zusammenleben von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen nicht allein Großstädte betrifft. Wir sind mit dieser zweiten Tagung bewusst nach Schleswig-Holstein gegangen. Die Frage ist nicht mehr, ob wir in einer interkulturellen Umwelt leben, sondern wie wir uns als Kirche und Diakonie zu dieser Tatsache verhalten. Bilden wir die Vielfalt in unseren Arbeitsbereichen und Strukturen auch nur ansatzweise ab? Welche Herausforderungen verbinden sich damit für Beratungsstellen, Kindertagesheime, Kirchengemeinden? Wir suchen nach Antworten, um das interkulturelle Profil von Kirche und Diakonie in den unterschiedlichen Arbeitsbereichen zu stärken.“

Grußwort

Anke Schimmer, Geschäftsführung Leitungsbereich Soziales, Diakonisches Werk Schleswig-Holstein

„Interkulturalität ist schon weit vorangeschritten, aber noch nicht in allen gesellschaftlichen Bezügen Lebenspraxis und Realität“, stellte Anke Schimmer fest. Sie schlug einen Bogen zur Debatte über Inklusion, die auf Landes-, Bundes- und europäischer Ebene geführt werde, und fragte: „Wie weit ist die Lebensrealität von Menschen mit Migrationshintergrund vom Inklusionsgedanken erfasst?“

Das Diakonische Werk Schleswig-Holstein habe vor einiger Zeit entschieden, interkulturelle Öffnung zum Schwerpunkt zu machen. Alle Fachbereiche würden sich des Themas annehmen. Anke Schimmer nannte unter anderem Pflege, Jugendhilfe, Psychiatrie und Schuldnerberatung und betonte: „Hier muss interkulturelle Arbeit und Begegnung Alltagspraxis werden.“

Einführung

Prof. Dr. Ursula Neumann, Universität Hamburg, Arbeitsstelle Interkulturelle Bildung, ehemalige Ausländerbeauftragte in Hamburg, als Moderatorin der Fachtagung

„Ich habe mit großer Freude die beiden Schriften¹ gelesen, die das Diakonische Werk der EKD zur interkulturellen Öffnung und zur Rolle der Migration im Feld der Diakonie vorgelegt hat“, sagte Prof. Dr. Ursula Neumann. „Beide finde ich von der Papierlage sehr beeindruckend, und deswegen bin ich gespannt, wie es in der Wirklichkeit aussieht.“ Sie leitete damit über zu den Impulsen von fünf Migrantinnen und Migranten, mit den Themen: Diakonie als Heimat, als Arbeitgeberin, als Partnerin und als Zuflucht.

¹ Interkulturelle Öffnung in den Arbeitsfeldern der Diakonie, Diakonie Texte 13.2008.
Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft: Mitten im Leben. Rahmenkonzeption Migration, Integration und Flucht, Diakonie Texte 17.2007.

Impuls: Kirche und Diakonie als Heimat

Geraldo Grützmann, Pastor im Nordelbischen Missionszentrum

„Heimat ist da, wo es gut ist“ – von dieser Definition ging Geraldo Grützmann aus. „Aber wie weiß ich, dass es gut ist da, wo ich bin?“ Grützmann nahm die Zuhörenden mit auf eine Reise zu den fünf Sinnen: „Wie werden diese Sinne im kirchlichen Leben angesprochen? Kann dadurch ein Gefühl von Heimat entstehen?“

Sehen: Mit Blick auf seine farbenfrohe Stola aus Lateinamerika fragte Grützmann: „Welche Gefühle lösen die Farben aus? Wie können wir das nutzen, damit Menschen sich wohlfühlen, ein Stück Heimat finden? Und wenn wir Kirche interkulturell verstehen: Wie können wir die verschiedenen Menschenfarben zum Leuchten bringen?“

Hören: „Der Glauben kommt vom Hören. Aber was ist, wenn ich nur wenig verstehen kann?“ Bei kirchlichen Veranstaltungen nehme das Zuhören den größten Teil der Zeit ein, so Grützmann. „Wo sind Orte, an denen Menschen gehört werden, besonders wenn sie entwurzelt sind und die deutsche Sprache nicht so gut beherrschen?“ Viele Gemeinden würden Musik als Weg entdecken, auf dem unterschiedliche Kulturen zum Ausdruck kommen könnten.

Schmecken: „Ein Teller warme Suppe kann ein Stück Heimat und Geborgenheit vermitteln. Diakonie und Verkündigung gehen so Hand in Hand.“ Essen und Kochen könne Kulturen zusammenbringen. Als Beispiel nannte Grützmann ein Kochbuch, das aus der Begegnung von Menschen aus Dithmarschen und El Salvador entstanden sei und die Partnerschaft lebendig mache. „Kann das nicht anderen als Impuls dienen? Werden wir Christen und Christinnen nicht Salz der Erde genannt?“

Riechen: Nach einer Nasen-Operation habe er feststellen können, wie wichtig das Riechen für den Geschmack sei, sagte Grützmann. „„Kommet und schmecket“, heißt es in der Einladung zum Abendmahl. Vielleicht können wir in der Feier des Abendmahls große Schätze entdecken, die Menschen helfen, in der Kirche eine Heimat zu finden.“

Fühlen: Der Tastsinn sei besonders in den Händen spürbar. Die Hände seien auch ein Sinnbild für unser Tun und Lassen.

Grützmann schloss mit den Worten: „Ich wünsche mir, dass wir an diesem Tag mit allen unseren Sinnen Wege suchen, damit immer mehr Menschen in Kirche und Diakonie eine Heimat finden, einen Ort, wo sie sagen können: Hier ist es gut.“

Impuls: Diakonie als Arbeitgeber

Viktor Schmidt, Leiter der Migrationssozialberatung und des Jugendmigrationsdienstes im Diakonischen Werk Dithmarschen

Viktor Schmidt erzählte, wie er 1993 als Aussiedler mit seiner Familie aus Russland kam. „Das Sozialamt verwies mich an das Diakonische Werk, das sagte mir damals gar nichts. Sie würden mir bei allen Formalitäten, Anträgen und Behördengängen helfen. So habe ich meine künftigen Kollegen kennengelernt!“

In Dithmarschen sei die Diakonie die einzige Anlaufstelle für Migrantinnen und Migranten. Er habe 1994 in der Migrationssozialberatung angefangen, berichtete Schmidt. „Seitdem haben wir elf Migrantinnen in Arbeitsgelegenheiten beschäftigt und in den ersten Arbeitsmarkt vermittelt.“ Kirchengemeinden und Kirchenkreis seien bemüht, Migrantinnen und Migranten auszubilden und zu beschäftigen, aber der Anteil sei gering. Und der Erhöhung seien Grenzen gesetzt, weil nur ein Teil der Zuwandernden evangelisch sei. Schmidt:

„Voraussetzung für eine Beschäftigung in Kirche und Diakonie ist grundsätzlich die Kirchengemeindegliederung. Grundsätzlich bedeutet: Auch Mitglieder anderer Konfessionen können angestellt werden, aber in der Praxis ist das selten.“

Viele Zuwanderer evangelischen Glaubens, meist Spätaussiedler, würden bei Sekten landen, berichtete Schmidt. „Vor allem die Zeugen Jehovas und die Neuaussiedlerische Kirche gehen auf Migrantinnen und Migranten zu. Viele bekommen gar nicht mit, dass es sich dabei um Vertreter einer Sekte handelt. Da ist noch viel Handlungsbedarf der Kirchengemeinden.“

Ziel der Integrationspolitik müsse sein, dass Zuwanderer in allen gesellschaftlichen Bereichen gleichberechtigt teilnehmen. „Zurzeit sind wir davon noch weit entfernt“, resümierte Schmidt und verwies auf die Arbeitslosenquote, die bei Migrantinnen und Migranten doppelt so hoch sei wie in der Gesamtbevölkerung.

Impuls: Diakonie als Arbeitgeber

Nur Tiras, Migrationsberatung im Diakonischen Werk Hamburg

Nur Tiras ist Pädagogin. Ihre Eltern waren 1966 aus der Türkei nach Deutschland gekommen, sie wurde in Hamburg geboren. Praktika absolvierte sie im Frauenhaus Norderstedt und in der Textilwerkstatt. Neben dem Studium arbeitete sie in der Hauspflegestation Barmbek/Uhlenhorst. „Bei allen Institutionen fiel irgendwann der Satz ‚die Diakonie ist der Träger‘. Ich habe eine gute Allgemeinbildung, dennoch konnte ich mit dem Begriff und dem Kronenkreuz nicht so recht etwas anfangen“, erzählte Nur Tiras. „Was das genau ist und welche Kirche dahintersteckt, wusste ich nicht.“

Nach dem Studium habe sie sich als Muslimin nicht bei der Kirche bewerben wollen. Aber nachdem zwei Freundinnen sie auf eine Ausschreibung hingewiesen hatten, die auf sie passen würde, habe sie es doch getan. Nur Tiras weiter: „Zu Beginn meiner Arbeit in der Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer wurde ich von Freundinnen, Freunden und Bekannten gefragt, ob ich konvertiert sei, um diese Stelle zu bekommen. Nein, das bin ich nicht. Ob ich Unterschiede zu anderen Arbeitgebern festgestellt habe? Ja, zu Anfang stellte ich am Monatsbeginn überrascht fest, dass meine Kolleginnen und Kollegen deutlich später als gewohnt mit der Arbeit beginnen. Heute weiß ich: Wenn die Gänge wie leergefegt sind, ist gerade Gottesdienst.“ Sie werde stets eingeladen, entscheide aber spontan, ob sie teilnehme.

Impuls: Kirche und Diakonie als Partnerin

Prince Ossai Okeke, African Christian Council Hamburg

Prince Ossai Okeke ist Pastor der Christ Ambassadors Ministries International Church in Hamburg-Harburg und seit zwei Jahren Vorsitzender des African Christian Council Hamburg, in dem sich rund 50 afrikanische Gemeinden in Hamburg zusammengeschlossen haben. Pastor Okekes Gemeinde nutzt Räume einer evangelischen Ortsgemeinde in Harburg. „Vor zwei Wochen war einer der Pastoren als Gastprediger bei uns. Und nächsten Sonntag wird die Pastorin bei uns sein“, berichtete Okeke. „Wir sind uns in den nähergekommen in den vergangenen fünf Jahren, das freut uns als Gastgemeinde. Aber bis wir wirkliche Partner sind, ist es noch ein Stück hin.“

Als Vorsitzender des African Christian Council bekomme er mit, dass viele afrikanische Gemeinden nicht mehr mit (deutschen) evangelischen Gemeinden zusammenarbeiten könnten oder dort nicht bleiben dürften. Stattdessen würden sie sich eine Lagerhalle „irgendwo im Industriegebiet“ mieten. Okeke: „Das ist schade, weil wir als Kirche eigentlich zusammengehören.“

Okeke schloss mit den Worten: „Ich hoffe, dass Partnerschaft entsteht, indem wir Menschen mit Migrationshintergrund in der Kirche mehr sichtbar werden. Ich bin überrascht, dass ich bei dieser Fachtagung der einzige Schwarze bin! Sie sagen: ‚Wir haben die Leute eingeladen, aber sie kommen ja nicht.‘ Und ich sage: Dafür kann es Gründe geben, vielleicht fehlen Dolmetscher ... Ich wünsche mir jedenfalls, dass mehr Menschen mit Migrationshintergrund eingeladen und dabei sind bei einer Veranstaltung wie heute – um mit ihnen, und nicht über sie zu reden.“

Impuls: Diakonie als Zuflucht

Malihe Aazami, Soziologie-Studentin

Malihe Aazami kam mit zwei Jahren als Flüchtling aus Afghanistan nach Deutschland und lebte mit ihrer Familie vier Jahre im Kirchenasyl. Dass sie hier Fuß gefasst habe, habe „sehr an der kirchlichen Arbeit gelegen“, sagte Malihe Aazami. Sie schilderte zunächst ihre Erlebnisse im Kirchenasyl, dann ihre Bewertung.

Erlebnisse: „Was ich als kleines Kind erlebt habe, waren natürlich die Weihnachtsbasare. Dann die Gottesdienste, die auch fremdartig waren: Die sitzen, sind ruhig und hören zu, es wird nicht gebetet, wie ich es kenne. Als Kind versucht man in einer fremden Umgebung sofort, Gemeinsamkeiten zu suchen, damit man das Vertraute im Fremden findet. Wir haben ja in der Kirche gewohnt, jeden Sonntag läutete die Glocke, das war für mich eine Parallele – bei uns wurde ja auch zum Gebet gerufen.“

Ich habe Toleranz von Seiten der christlichen Gemeinde erlebt. Wir wurden gleich angesprochen, wir fanden Freunde, mit denen wir heute immer noch Kontakt haben. Schließlich habe ich soziale Hilfe in der Praxis kennengelernt. Das habe ich als Muslima nirgendwo so wahrgenommen wie hier in der Kirche.“

Was ich gut fand: „Wir haben hier Asyl bekommen und viele andere auch. Als Kind habe ich das damals nicht so verstanden: Warum sind wir hier, warum sind die anderen hier, warum werden Menschen, die für mich anfangs fremd waren, zu Freunden, und warum waren die Fremden auf einmal wieder weg? Das war vielleicht negativ, aber ich bin froh, dass wir so multikulturell aufgewachsen sind. Das habe ich versucht, in mein Leben aufzunehmen: Menschen mit anderer Hautfarbe, Kultur oder Religion nicht zu meiden.“

Gut fand ich auch die außergewöhnliche Kindheit. Ich habe bei Freunden zu Hause nie verstanden, warum sie ein Zimmer haben und eine Tür, die zugeht. Wir hatten das nicht. Ich fand trotzdem, wir haben es besser. Ich hatte immer das Gefühl, da sind Büros, da kann ich reingucken. Es war eine Art Ferienwelt, außergewöhnlich und interessant.“

Was ich schlecht fand: „Nicht viel. Vielleicht, dass andere afghanische Flüchtlinge im Asylbewerberheim untergebracht waren, zusammen kochen und essen konnten. Ich habe gedacht: Warum können wir das nicht? Aber im Endeffekt war es gut, wie es war. Ich sehe mich irgendwie als Ergebnis der Diakonie und bin froh darüber.“

Das Resümee von Malihe Aazami: „Diese Erfahrungen haben dazu beigetragen, dass ich ein weltoffener, neugieriger und toleranter Mensch geworden bin. Ich kenne viele muslimische Mädchen, die der Gesellschaft, anderen Religionen und Kulturen skeptischer gegenüberstehen. Aber durch meine Kindheit habe ich diese Dinge von Anfang an, sogar in einem fremden Land, mit auf den Weg bekommen. Ich fühle mich hier wohl. Deutschland ist meine Heimat geworden, auch wenn ich Muslimin bin. Ich sehe mich trotzdem als Deutsche und bin wirklich glücklich darüber.“

Gespräch: Interkulturelles Selbstverständnis von Kirche und Diakonie

Bischof Gerhard Ulrich, Vorsitzender der Kirchenleitung der Nordelbischen Kirche

Dr. Ingo Habenicht, Diakonisches Werk Hamburg, Vorstand Hilfswerk

Andreas Lipsch, Interkultureller Beauftragter der Evangelischen Kirche und des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau

Die drei Redner schilderten zunächst persönliche Erlebnisse, die das interkulturelle Selbstverständnis von Kirche und Diakonie deutlich machen. Eine Diskussion schloss sich an.

Gerhard Ulrich ging zunächst auf den Begriff „Menschen mit Migrationshintergrund“ ein: „Wir brauchen einen Begriff, aber dieser ist verräterisch. Ein technischer Begriff, der geeignet

ist, sich die Menschen, die gemeint sind, vom Leib zu halten.“ Es gehe nicht um Menschen, denen man helfen oder denen man begegnen müsse, sondern „um konkrete Lebensgeschichten und Erfahrungen, wie wir vorhin gehört haben“. Er habe keinen besseren Begriff, so Ulrich, er merke aber, dass dieser ihm die Menschen fernhalte.

Dann berichtete Ulrich von einer evangelischen Kindertagesstätte bei Flensburg, die er in seiner Zeit als Propst kennengelernt habe. „Dort sind eine Reihe von Kindern, vor allem aus den GUS-Staaten. Sie bestimmen das Leben in der Kita selbstverständlich mit.“ Es habe Vorbehalte und Sorgen gegeben. Aber die Kinder hätten den Erwachsenen gezeigt, wie man Neugier lernen und die Angst vor dem Fremden ablegen könne. Ulrich: „Diese Erlebnisse in Kindertagesstätten gehen für mich sehr tief. Sie sind ein Beispiel, wie wir uns als Kirche öffnen müssen und können, angstfrei, ohne uns selbst zu verleugnen. An den Kindern können wir es lernen, das hat uns Jesus nahegelegt, und so ist es hier auch.“

Dr. Ingo Habenicht ist für das Diakonie-Hilfswerk Hamburg zuständig² und damit für rund 20 Einrichtungen von der Obdachlosenarbeit über das kirchliche Frauenhaus bis zur Erziehungsberatung. Seit einiger Zeit, so der Theologe, beschäftige sich das Hilfswerk mit der Frage, wie man die interkulturelle Öffnung verstärken könne.

Dr. Habenicht berichtete von einem Erlebnis in der Telefonseelsorge, die mit Ehrenamtlichen arbeite und – „in Anführungszeichen“ – urdeutsch sei. Dort habe sich eine Muslima beworben. Das warf die Frage auf: „Wie interkulturell sind wir?“

„Ich habe es noch nicht zu Ende gelöst“, räumte der Hilfswerk-Leiter ein. „Telefonseelsorge hört sich an wie ureigenes kirchliches Gebiet. Aber es gibt ganz viele Beratungsfragen, die man auf den ersten Blick nicht der Seelsorge zuordnen würde.“ Dann erörterte er den Fall, dass ein Anrufer die (muslimische) Mitarbeiterin bittet, mit ihm das Vaterunser zu beten. Das komme allerdings selten vor – „und wir haben auch jetzt Mitarbeiterinnen, die dann in Schwierigkeiten geraten.“ Letztlich gehe es um Menschen, nicht darum, ob jemand Muslima oder Christin sei. „Warum also nicht einfach den normalen Weg beschreiten und die Bewerberin kennenlernen und sie fragen, warum sie mitarbeiten will? Ich vermute, darauf wird es hinauslaufen“, schloss Habenicht.

Andreas Lipsch erzählte von zwei Begegnungen: mit einem Diakonischen Werk im Taunus und mit einer Kirchengemeinde in Wetzlar.

Der Leiter des Diakonischen Werks im Hochtaunus, einer privilegierten Wohngegend, habe zunächst abgewinkt: Für interkulturelle Öffnung gebe es in seiner Einrichtung keinen Bedarf. Einige Wochen später habe er sich aber erneut gemeldet und von einem Konflikt in der Tafel-Arbeit berichtet: Die deutschen Ehrenamtlichen würden Nicht-Deutsche als Klienten der Tafel gerne sehen, aber nicht als Mitarbeitende. „Es gab einen Kampf darum, wer zuständig ist. Dürfen die Klienten auch Verantwortliche sein für die Tafelarbeit?“, so Lipsch. Er begrüßte, dass in diesem Fall die Wahrnehmung interkultureller Aspekte geschärft worden sei: „Menschen entdecken Dinge, die sie vorher einfach nicht gesehen haben.“ Das zweite Beispiel: Die Kirchengemeinde in Wetzlar, in einem ehemaligen Industriegebiet, hatte riesige Räumlichkeiten, aber nur noch eine kleine Kerngemeinde. Lipsch: „Sie haben radikale Maßnahmen ergriffen, haben ihr Gemeindehaus freigegeben und zu einem Nachbarschaftszentrum gemacht. In die Kirche wurde eine Decke eingezogen, oben ist die Kirche, unten sind Gemeinschaftsräume.“ Die Kirchengemeinde sei jetzt „eine der lebendigsten, die es gibt. Das hing vor allem an dem Perspektivwechsel: Wir sind nicht nur für unsere Mitglieder zuständig, sondern für die Gesellschaft, für den Stadtteil, für alle.“ Abschließend wies Lipsch darauf hin, dass bisher keine „strukturierte Diskussion“ über interkulturelle Öffnung stattfinde. Zahlreiche Papiere würden die interkulturelle Öffnung begrüßen und ihre Notwendigkeit begründen. Unabhängig davon werde aber debattiert, was die Aufgabe der evangelischen Kirche in dieser Gesellschaft sein solle. „Und da werden ganz andere Signale gesetzt – im Namen eines evangelischen Profils, über das man allerdings diskutieren müsste.“ Lipsch meinte: „Da gehen zwei Diskurse fröhlich aneinander vorbei, das ist ein großes Problem.“

² Im September 2009 übernahm Pastor Dirk Ahrens diese Aufgabe.

Gerhard Ulrich griff das auf und verknüpfte Öffnung mit Selbstvergewisserung. Beides gehöre zusammen: „Ich habe den Eindruck, die Angst vor dem Fremden ist umso größer, je weniger ich von mir selber weiß.“

Ulrich argumentierte: „Wir verstehen uns als Volkskirche, die sich öffnet und sich zuständig erklärt für alle Menschen, die dort leben, wo wir sind. Interkulturelles Handeln ist doch unsere Identität als Kirche. Das macht den Auftrag der Kirche aus, da müssen wir nicht noch etwas erfinden. Interkulturalität ist zunächst mal mit dem Begriff der Nächstenliebe zu fassen. Gott stellt uns in die menschliche Gemeinschaft, lässt uns nicht allein, lässt uns in dem Du auch das Ich erkennen.“

Wir brauchen die Öffnung, die wir praktizieren im täglichen Leben der Gemeinden. Aber gleichzeitig brauchen wir auch die notwendigen Bildungsmaßnahmen nach innen: Wer sind wir, woher kommen wir, was sind unsere Wurzeln? Und wenn wir das wissen und annehmen, können wir auch anderen begegnen.“ Hier würden die von Lipsch angesprochenen zwei Diskurse doch zusammenkommen.

Dr. Ingo Habenicht zitierte aus dem Leitbild des Diakonischen Werkes Hamburg: „Unsere diakonische Arbeit richtet sich unterschiedslos an alle Menschen, unabhängig von ihrer Abstammung, Herkunft oder Nationalität, ihrer religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung, ihrem Geschlecht oder ihrem Alter.“ Und fügte an: „In der Praxis werden wir dem formulierten Anspruch gar nicht gerecht.“ So gebe es in der Erziehungsberatung der Diakonie zehn bis 20 Prozent Menschen mit Migrationshintergrund, in der kommunalen Beratungsstelle ein paar Straßen weiter seien es 70 Prozent. Dr. Habenicht: „Die Klienten sortieren sich, ohne dass wir es wollen, nach Kriterien, die uns nicht bewusst sind. Schließen wir nicht viele Menschen ständig aus, ohne es zu wollen, zu merken? Dem versuchen wir sensibel nachzugehen, damit sich etwas ändert“, so Dr. Habenicht. Das brauche Zeit, „aber es bewegt sich etwas“.

Andreas Lipsch ging auf drei Aspekte von Interkulturalität ein.

_Neben der kulturellen Pluralisierung der Gesellschaft nehme auch die soziale Unterscheidung zu.

_Interkulturalität stelle die Fiktion einer homogenen Gesellschaft, auch nur einer homogenen Kirchengemeinde in Frage.

_Es gehe bei Interkulturalität um Verständigungsprozesse. Individuen seien zunehmend unterschiedlich kulturell geprägt. Interkulturalität sei eine Dimension jeder Person.

Als Aufgabe leitete Lipsch ab: nicht die „Integration Fremder in der homogenen Gesellschaft, sondern die Integration dieser vielfältigen, ungleichen, durch ganz viele religiöse und kulturelle Bezüge geprägten Gesellschaft und der einzelnen Individuen.“

Danach ging Lipsch auf die Angst ein, die durch die Vielzahl und Gleichzeitigkeit von Veränderungsprozessen entstehe. Sie sei auch in Institutionen zu beobachten. Lipsch verwies auf einen Vortrag des Oberkirchenrats im Kirchenamt der EKD, Dr. Thies Gundlach, der gesagt habe, Pluralität sei kein Marktvorteil, man müsse sie zugunsten einer einheitlichen Sprache zurückdrängen. Lipsch kritisierte: „Daran zeigt sich eine Haltung: Wir als evangelische Kirche drohen in der pluralen Gesellschaft unterzugehen, also muss man erkennbar werden. Wie wird man erkennbar? Indem man sich formiert. Wie formiert man sich? Indem man christliche Identität behauptet, meist ja völlig verkürzt, und dabei geht alles verloren, was wir an innerer Pluralität wahrnehmen, die meines Erachtens, die Stärke der evangelischen Kirche ist.“ Insofern habe Interkulturalität auch strukturelle Konsequenzen.

Ergebnisse aus den Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe: Interkulturelle Quotenregelung?

Wie kann die Partizipation von Menschen mit Migrationshintergrund in Kirche und Diakonie gestärkt werden?

Ist eine Quote ein sinnvolles Instrument für Veränderung? Das wurde für drei Bereiche diskutiert:

- _Anstellungsverhältnisse: Wie viele Migrantinnen und Migranten sollen eingestellt werden, müssen sie Kirchenmitglied sein?
- _Gremien: Soll und kann die Quote hier geändert werden?
- _Zielgruppen kirchlicher Angebote: Lässt sich der Anteil von Migrantinnen und Migranten zum Beispiel in den Kitas erhöhen?

Um die Partizipation von Menschen mit Migrationshintergrund in Kirche und Diakonie zu stärken, wurden unter anderem folgende Ideen genannt:

- _Ausschüsse, die eine Anhörungspflicht haben,
- _Beiräte mit Migrantinnen und Migranten,
- _Integrationsbeauftragten oder -beauftragte einsetzen,
- _in interkultureller Kompetenz ausbilden,
- _Leitungswillen von Menschen mit Migrationshintergrund stärken,
- _Quotierung in einzelnen Arbeitsfeldern (z.B. Kita, Regeldienste),
- _Synodalausschuss zu Integrationsfragen (mit Anhörungspflicht),
- _interkulturell motiviertes Personalmanagement.

Ob in kirchlichen Gremien Menschen mitarbeiten sollen, die nicht Kirchenmitglied sind, wurde kontrovers diskutiert. Einigkeit bestand darin, dass hier Grundsatzfragen zum Kirchenbild berührt sind. Die Arbeitsgruppe schlug vor, darüber an weiteren Studientagen diskutieren und auch mit Kirchenjuristinnen und -juristen ins Gespräch kommen.

Arbeitsgruppe: Kirchengemeinden als Integrationslotsen

Welche Rolle haben Kirchengemeinden in der Einwanderungsgesellschaft?

Zu unterscheiden sind nach Ansicht der Arbeitsgruppe drei Funktionen der Kirchengemeinde:

- _als Integrationsort,
- _als Integrationslotse,
- _als Vernetzungs- und Diskussionsort im Stadtteil.

Für jeden Aspekt sei ein eigenes professionelles Herangehen nötig.

Forderungen:

- _Wenn die Kirchengemeinde Integrationsort sein sollte, müsse sich das in der Gottesdienstordnung niederschlagen (z.B. mehrere Sprachen).
- _Bei der Zuweisung von Stellen und Finanzen sollte die interkulturelle Arbeit von Gemeinden und die Zusammensetzung im Stadtteil berücksichtigt werden.
- _Kirche als Integrationsort müsse kirchenpolitisch und durch reflektierte Modelle und Fortbildung gestärkt werden.
- _Für alle drei Funktionen von Gemeinde sei die Fortbildung von Mitarbeitenden, Pastorinnen und Pastoren erforderlich.
- _Die Fachkompetenz der Diakonie sollte in den Gemeinden stärker genutzt werden.

Weitere Studientage könnten sich zum Beispiel befassen mit:

- _juristischen Rahmenbedingungen,
- _Strukturentwicklung,
- _evangelischem Profil und Öffnung,

- _Beteiligungsstrukturen: Partizipation von Migrantinnen und Migranten,
- _kommunalem Wahlrecht,
- „Integrationsanalyse“: Erhebung? Studie?

Arbeitsgruppe: Einsatz für die Menschenrechte

Positionen der Kirche zu flüchtlings- und migrationspolitischen Themen

Die Teilnehmenden tauschten sich zunächst über aktuelle Fragen aus, unter anderem die Rückkehrförderung für Migrantinnen und Migranten.

Die Diskussion über das flüchtlings- und migrationspolitische Engagement der Kirche brachte folgende Ergebnisse:

_In den Kirchengemeinden sei viel Wissen gesammelt und dokumentiert, doch werde es oft nicht weitergegeben.

_Wenn die Kirche das Thema Menschenrechte stark betone, könne sich das Verhältnis zum Staat (bzw. zur Stadt Hamburg) an anderen Stellen verschlechtern.

_Stellen wie die kirchliche Flüchtlingsbeauftragte hätten bei ihren Äußerungen relativ große Freiheit. Doch das genüge nicht. Menschenrechte und Flüchtlingspolitik müssten mit Ökumene und Frieden zusammen diskutiert werden. Eventuell könnte für diese kirchlichen Arbeitsbereiche ein gemeinsames Büro geschaffen werden.

Arbeitsgruppe: Interkulturell kompetent?

Was verbirgt sich hinter interkultureller Kompetenz? Welche Fortbildungen sind für Mitarbeitende hilfreich?

Die Teilnehmenden benannten zunächst Eigenschaften, die sie als typisch deutsch empfinden. Die Begriffe wurden auf einem Flipchart gesammelt, viele waren negativ besetzt (z.B. *humorlos, Regelwut, durchorganisiert, arrogant, Darstellungsdrang, Bürokratie, Zwanghaftigkeit*).

Ein Brainstorming zu interkultureller Kompetenz erbrachte unter anderem folgende Assoziationen: *Einsicht, dass der Blick in den Spiegel einer anderen Kultur hilft, die eigene besser zu verstehen. Offenheit, Neugierde. Differenz stehen lassen. Aufmerksames Zuhören. Selbstreflexion / sich selbst zurücknehmen. Vom Beurteilen zum Beobachten.*

Als Wünsche für Nordelbien wurden unter anderem genannt: *Leitungsebene in die Pflicht nehmen. Umgang mit Vielfalt (nicht nur Interkulturalität). Fortbildungen. Einstellungspraxis ändern. „Akademie“ zur Vernetzung. Biografiearbeit. Best practice: Erfahrungen anderer Organisationen / Städte / Länder nutzen.*

Die folgenden Punkte nannte die Arbeitsgruppe für die Weiterarbeit:

_Was bedeutet es für das Selbstverständnis der Kirche in Deutschland, wenn als typisch deutsch in der Mehrzahl negativ konnotierte Eigenschaften genannt werden?

_Ist die lutherische Kirche durch die religiöse und konfessionelle Zugehörigkeit vieler Migrantinnen und Migranten für eine der Bevölkerungsentwicklung entsprechende interkulturelle Aufstellung ungeeignet und damit auf die deutsch-lutherische Traditionsweitergabe beschränkt?

_Die Diskussion in der Arbeitsgruppe zeigte: Bei Vielen gibt es ein ausgeprägtes Bewusstsein, was Interkulturalität bedeutet. Schwieriger zu beantworten ist dagegen, welche Schritte hin zu einer stärkeren Interkulturalität gegangen werden müssen. Das Ziel erscheint klarer als der Weg.

_Sinnvoll erscheint deshalb ein synodaler Prozess innerhalb Nordelbiens/der Nordkirche, der sich – ähnlich dem Prozess zum Verhältnis von Juden und Christen (1999-2001) – auf allen Ebenen mit der interkulturellen Ausrichtung unserer Kirche befasst.

Arbeitsgruppe: Von der Schwierigkeit der Fremdenliebe

Alltägliche Erfahrungen in Kirche und Diakonie

Jede und jeder sei fremd, trotzdem sei die Kategorie des „Fremden“ brauchbar. Der Begriff zeige, wie jede Kategorie, Grenzen auf und gebe Orientierung, könne allerdings auch Auslöser sein für „unser Helfersyndrom“, meinte eine Teilnehmerin.

Referent Andreas Lipsch, vorübergehend Gast in der Gruppe, fragte: „Kann es sein, dass die selbstverständliche Rede von der Fremdenliebe, wie sie in der Kirche verbreitet ist, etwas zudeckt?“

Der Umgang mit sogenannten Fremden sei völlig normal, betonte eine andere Teilnehmerin. Die interkulturelle Öffnung der Kirche sei längst Realität. Auch wenn die Situation in der Großstadt Hamburg anders sei als in Plön oder Segeberg, sei es wichtig, sich dem Thema zu stellen. Es betreffe Kirche und Gesellschaft insgesamt.

Feedback

Prof. Dr. Ursula Neumann, Andreas Lipsch

Prof. Dr. Ursula Neumann wies hin auf die Frage der Hierarchie und der Leitung, die in deutscher Hand liege. „Das ist offensichtlich ein wichtiger Punkt, der diskutiert werden muss, an dem man weiterkommen muss und bei dem man auch die Kirchenjuristen einbeziehen sollte.“

Der Tag habe gezeigt – „und da nehme ich den relativ hohen Männeranteil als Anzeichen“ –, „dass ein sehr ernsthafter Diskussionsprozess begonnen hat mit dem Ziel, Strukturen zu verändern und Leitung einzubeziehen.“ Es gebe keine scharfe Trennung mehr zwischen denen, die sich um Interkultur mühen, und der Leitung, die das kaum interessiere.

Andreas Lipsch bestätigte das: „Es ist im Vergleich mit anderen Landeskirchen nicht selbstverständlich, dass sich ein Bischof beteiligt.“ Hier sei ein heterogenes Publikum vertreten, „das ist sehr angenehm.“

Es müsse nun gelingen, so Lipsch, den Diskurs über „Kirche interkulturell“ in andere Debatten einzufädeln. Lipsch nannte hier

_die Debatte über Strukturveränderungen: „Damit die Leute wissen, über was sie entscheiden“,

_die Debatte über das Mitgliedschaftsrecht: „Können wir uns in der Kirche vorstellen, dass es nicht nur evangelische Kirchenmitglieder gibt, sondern auch nicht getaufte Zugehörige?“,

_und die Debatte über die Kirchenmitgliedschaftsstudie, in der es „hochinteressante Interpretationen“ gebe: Die innere Vielfalt der Kirche sei größer als vermutet, die Vielfalt der Mitglieder müsse sich auch bei den Mitarbeitenden abbilden, gefordert sei Pluralitätskompetenz. „Da möchte ich mich andocken“, bekräftigte Lipsch.

Prof. Dr. Ursula Neumann sagte: „Ich habe gute Erfahrung damit, nicht über Kulturen und kulturelle Vielfalt zu sprechen, sondern über Sprachen. Die kommen ein wenig neutraler daher. Manches kann man auf diesem Weg einführen und durchsetzen, ohne gleich eine Debatte über kulturelle Unterschiede auszulösen.“ Sie ging auf das Beispiel Telefonseelsorge ein: Wenn sie für alle Menschen da sein sollte, auch für diejenigen, die nicht Deutsch sprechen, dann müssten auch unter den Mitarbeitenden mehrere Sprachen vertreten sein. Prof. Dr. Neumann: „Damit hat man die Kulturen eingefangen, ohne dass man darüber geredet hat.“

Teilnehmende

Die Angaben zu Institution / Tätigkeit geben den Stand zum Zeitpunkt der Tagung wieder, also im Februar 2009. Der Zuschnitt der Kirchenkreise hat sich inzwischen geändert, siehe www.nordelbien.de

Name	Vorname	Institution / Tätigkeit
Aazami	Malihe	Studentin der Soziologie
Ahrens	Dirk	Pastor, Ev.-Luth. Kreuzkirche, Hamburg-Wandsbek
Andresen	Ulla	Kirchengemeinde St. Nikolai, Hamburg-Finkenwerder
Andresen	Bernd	Kirchengemeinde St. Nikolai, Hamburg-Finkenwerder
Bockelmann	Andrea	Ev. Kita, Lauenburg
Brunn	Erhard	Frankfurt
Bühler	Martina	Why not?, Internationales Diakoniecafe, Hamburg
Clemens	Bettina	DW Hamburg
Cramer	Wolfgang	Gemeindediakonie Lübeck
Czemper	Monika	Haus der Begegnung, Elmshorn
Degenhart	Friedrich	Pastor, Haus der Kirche, Hamburg-Harburg
Dethloff	Fanny	Flüchtlingsbeauftragte der NEK
Berg	Dr. Carsten	DW Schleswig-Holstein
Ebauer	Olga	Diakonieverein Migration, Rendsburg
Fager	Sangeeta	Projektleiterin „Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft“, DW Hamburg
Frenzel	Michael	DW Kirchenkreis Neumünster
Freytag	Dr. Mirjam	Kirchlicher Entwicklungsdienst der NEK
Görrig	Dr. Detlef	Pastor, Nordelbisches Missionszentrum, Hamburg
Gottschalk	Inga	Gemeindediakonie Lübeck
Grützmann	Geraldo	Pastor, Nordelbisches Missionszentrum Breklum
Habenicht	Dr. Ingo	DW Hamburg, Vorstand Hilfswerk
Hagge	Thies	Ev. Friedenskirchengemeinde, Hamburg-Jenfeld
Halver	Henning	Ökumenische Arbeitsstelle Rendsburg-Eckernförde
Hamdorf	Karsten	Haus der Begegnung, Elmshorn
Hamer	Doris	DW Hamburg, Freiwilliges Engagement und Zivildienst
Hänisch	Helga	
Hartmann-Runge	Elisabeth	Pastorin, Ökumenische Regionalstelle Lübeck
Hauer	Dr. Dirk	DW Hamburg
Hausmann	Susanne	Frauenhaus Norderstedt, DW Niendorf
Hehnen	Inga	Kirchenkreis Rendsburg-Eckernförde
Hemshorn de Sánchez	Britta	Pädagogisch-Theologisches Institut
Herrmann	Dr. Jörg	Ev. Akademie der NEK
v.d. Heyde	Maren	DW Pinneberg
Jabs	Ulrike	Diakonieverein Migration, Rendsburg
Joachim	Helen	
Jutschkow	Nathalie	DW Dithmarschen
Kalkowski	Andreas	Pastor, Hamburg-Bergedorf
Kiesbye	Christian	Pastor, Ansverus-Haus Lübeck
Kiolbassa	Dr. Jörg	EvaMigra, Hamburg
Konrädi	Daniela	Pastorin, Hamburg-Dulsberg
Koßmann	Sabine	DW Hamburg
Kratz-Hinrichsen	Doris	DW Schleswig-Holstein
Kröger	Ann-Kristin	Gemeindediakonie Lübeck
Landgraf	Rita	Hamburg
Langholz	Claudia	Norddeutsche Gesellschaft für Diakonie, Rendsburg
Lauther-Pohl	Maike	Verband Evangelischer Kindertageseinrichtungen, Rendsburg
Lindemann	Irmis	DW Schleswig-Holstein
Link	Martin	Flüchtlingsrat Schleswig-Holstein, Kiel
Lipsch	Andreas	Interkultureller Beauftragter der Ev. Kirche und des DW in Hessen und Nassau
Mannherz	Matthias	
Martin	Rolf	Pastor, Ökumenische Arbeitsstelle Stormarn

Mehmud Meyer	Abdullah Ursula	Gemeindediakonie Lübeck Ev. Kita, Lauenburg
Mustroph	Bernadett	Praktikantin bei der Ökumenebeauftragten der NEK
Nack	Doris	Nachbarschaftsbüro Lübeck
Neumann	Prof. Dr. Ursula	Universität Hamburg
Nicolaisen	Imke	Leitstelle Integration und Zivilgesellschaft, Hamburg
Nissen	Jasmin	Ev. Fachschule für Sozialpädagogik Alten Eichen, Hamburg
Nolte	Thomas	DW Flensburg
Nolte	Torsten	DW Schleswig-Holstein
Nuguid	Gisela	Migrationsberatung Kirchenkreis Stormarn
Ogon	Peter	DW Hamburg, Hilfswerk
Okeke	Prince Ossai	Pastor, African Christian Council, Hamburg
Paulsen	Beate	Kirchengemeinde Lauenburg
Pein	Ulrike	Migrationssozialberatung, Diakonisches Werk im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg
Petersen	J. Peter	DW Schleswig-Holstein
Rahmanzadeh	Skirin	Migrationsozialarbeit, Lübeck
Raum-Blöcher	Friederike	Kirchenkreis Harburg
Ritter	Adelheid	Verein für weibliche Diakonie, Ev. Kita Barmstedt
Rühr	Martina	Diakonieverein
Schimmer	Anke	DW Schleswig-Holstein
Schleth	Barbara	DW Plön und Segeberg
Schmalen	Gabriela	Gemeindediakonie Lübeck
Schmidt	Viktor	DW Dithmarschen
Schmidt-W.	Sabine	Polleyn-Kindergarten, Mölln
Schöer	Andreas	Pastor, Kirchengemeinde Lauenburg
Schüren	Zehra	Frauenhaus Norderstedt, DW Niendorf
Schwarz-Klatt	Kirstin	DW Plön und Segeberg
Schwer	Michael	Pastor, Ökumenische Arbeitsstelle, Preetz
Severin-Kaiser	Martina	Ökumenebeauftragte der NEK
Stahlschmidt	Jost	Why not?, Internationales Diakoniecafe, Hamburg
Steiner	Heiko	DW Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg
Stender	Lena	DW Kirchenkreis Neumünster
Tesdorpf	Ula	Migrationssozialberatung KOMPASS
Tiras	Nur	Migrationsberatung DW Hamburg
Ullrich	Sönke	Pastor, Haus am Schüberg
Ulrich	Gerhard	Bischof, Vorsitzender der Kirchenleitung der NEK
Vermehren	Julia	Ev. Interkulturelle Kita Astrid Lindgren, Lübeck
Vogelmann	Wolfgang	Nordelbisches Kirchenamt, Kiel
Wegner	Renate	DW Schleswig-Holstein
Wendling	Annette	Ev. Friedenskirchengemeinde, Hamburg-Jenfeld
Wessel-Schütze	Ulrike	DW Kirchenkreis Neumünster
Willer	Astrid	Flüchtlings- und Migrationsarbeit Norderstedt
Wysocki	Dr. Wieslaw	EvaMigra Hamburg